

Sächsische Zeitung

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Halle a. S., Mittwoch 4. August 1897.

Seitlicher Bureau: Berlin S.W. Spandauerstraße 8

Deutsches Reich.

Der Kaiser empfing gestern den in Kiel eingetroffenen...

Wie die 'Nat.-Ztg.' vernimmt, gebent der Kaiser am...

Der Kaiser wird dem 'Gr. Gej.' zufolge am 22. d. M. in...

Prinz Adolf von Schaumburg-Lippe und seine Gemahlin...

Der Stoppelplan im Bau auf der Kieler West befindetlichen...

Die 'Staats-Ztg.' zitiert eine Äußerung des Kaisers aus...

Der Reichskanzler Fürst Bismarck ist gestern wieder...

Der Vizepräsident des Staatsministeriums Dr. von...

Pompejanisches.

Das Wort 'Ausgrabungen' hat seit Schliemanns wunderbaren...

geben. Seine damalige plötzliche Abreise von Wiesbaden hing...

Der 'Reichsanzeiger' veröffentlicht die Bezeichnung des...

Am 2. d. M. verstarb in Danzig nach längerem Leiden...

Wie es in einem Teile der Presse heißt, soll der Kultusminister...

Die förmliche Beerdigung wird nach seinen Bestenwünschen...

So schärfte sie die letzten Auslassungen Dr. Reinhold's...

Und ein Herdungsritzen zwischen Herrn Dr. Woffe und Herrn...

Unter der Hand der herrlichen Silbergeschätze, Mosikgestalt...

Die genaue Feststellung des Plans einer Wiederabteilung ist...

Im Augustheft der 'Deutschen Neuzeit' veröffentlicht...

Die Hochwohlgelehrten haben die Güte gehabt, mit die von...

Neuerdings ist wiederum eine lebhaftere Agitation zu...

Dem in Leipzig legenden deutschen Vorwortschere hat...

Im 'A. Tagbl.' lesen wir: 'Es hat der Kaiser bei dem...

Die genaue Feststellung des Plans einer Wiederabteilung ist...



[Nachdruck verboten.]

Das Haus der Schatten.

16) Roman von Robert Koblrausch.

Mit dieſem Entſchluß war etwas wie Ruhe über ihn gekommen; er ſah den Weg vor ſich, den er vom Schickſal ſich vorgezeichnet glaubte, den Weg der Pflicht, der ſteinig und rauh war, aber auf dem er wandeln konnte ohne Qual des Gewiſſens, ohne Selbſtvorwurf und Reue. —

Franz Neuert war, als er den Doktor verlaſſen hatte, langſam die Haupttreppe des Gebäudes hinunter geſtiegen, Aerger im Herzen, ein heißes, jagendes Blut in den Adern. Als er bis zu der Thür gelangt war, die auf der Hälfte der Treppe im Erdgehoß plötzlich den Weg unterbrach, ließ der Ton von Menſchenſtimmen ihn Halt machen. Es waren gedämpfte, jedoch von Heiterkeit und Frohſinn erfüllte Stimmen, weiblich die eine, männlich die andere, und ſie ſprachen immerhin laut genug, um durch die Thür hindurch vernommen zu werden.

„Sehen Sie mich nur an, ich bin ſchon ganz abgemagert,“ ſagte der Mann.

Das Mädchen lachte. „Sie armer Menſch!“ rief ſie. „Und wie blaß Sie ausſehen! Ich habe eine Roſe auf meinem Hut, die hat ganz dieſelbe Farbe!“

„Die Roſe kenne ich; die iſt ja feuerroth.“

„Darum ſieht ſie Ihnen gerade ſo ähnlich.“

„Alſo haben Sie gar kein Mitleid mit mir?“

„Nicht das mindere.“

„Wiſſen Sie, dafür muß ich mich rächen!“

„Verſuchen Sie's nur.“

„Das laſſe ich mir nicht zweimal ſagen.“

Das Geräuſch eines mit Vorſicht, aber herzhaft verabreichten Kuſſes drang durch die Thür zu dem Lauſcher, dann ein unterdrückter Ruf des Mädchens und ihre lachend geſprochenen Worte: „Ich werde einen Maulkorb für ſie machen müſſen.“ Und nun ein leiſeres, nicht mehr verſtändliches Geſtüſter, das dem Horchenden das Blut noch raſcher durch die Adern trieb, als die laut geſprochenen Worte vorher. Das Gefühl einer jäh erwachenden, wilden, raſenden Eiferſucht erfaßte ihn. Er hatte die Stimmen der beiden Menſchen erkannt, er wußte, daß nur dieſe ſchwache Thür ihn von dem Mädchen trennte, deſſen Bild ihn verfolgte, er fühlte, daß er durch einen Andern dort beſiegt war, wo er freiwillig zu entſagen geglaubt hatte. Für ihn gab es kein Glück, aber auch für Jenen ſollte es keins geben! Ein Gedanke, durch die Eiferſucht gewaltſam erzeugt, raſch ausgeſtaltet durch die fiebernde Phantafie, ſtand plötzlich vor ſeiner Seele.

Als er nun aber die Thür langſam öffnete, verrieth ſein bleiches Geſicht nichts von dem, was er eben gedacht hatte. Er begrüßte die Beiden höflich, dann wandte er ſich an Köhler allein.

„Haben Sie ſich's überlegt mit dem Klub?“

„Ich möchte ſchon, aber es wird wohl viel Geld koſten.“

„Nicht der Rede werth. In den andern Städten, in Hannover, Berlin, ſind die ärmſten Schüler darin. Gegen die ſind Sie ein Rothschild.“

„Na, dann kann ſich der Rothschild den Luxus ja vielleicht erlauben.“

„Natürlich kann er's. Am Sonnabend über acht Tage iſt die erſte Uebung, ich ſage Ihnen noch Beſcheid.“

„Es ſoll ein Wort ſein.“

„Schön alſo. Auf Wiederſehen. Guten Tag, Fräulein Wernicke.“

Sie nickte nur kurz und ſchaute dem weiter Hinabſchreitenden nach. Als er die Hausthür hinter ſich geſchloſſen hatte, blickte ſie den jungen Goldſchmied mit ein wenig mißvergünftigem Geſicht an.

„Was iſt das für ein Klub?“ fragte ſie.

„Er will ihn hier gründen. Ein Athletenklub ſoll es werden.“

„Was wird denn da getrieben?“

„Kraftübungen, Arbeiten mit Gewichten, Ringkämpfe und lauter ſo ſchöne Sachen. Es ſoll ganz famos ſein. Da hinein kommen nur die kräftigſten jungen Leute in der Stadt, und zweimal in der Woche üben ſie, und wenn ſie Alles können, dann geben ſie eine Vorſtellung.“

„Deffentlich?“

„Zawohl. Und da ſind ſie alle ganz in Tricot, — weil ſie ſonſt nicht ordentlich arbeiten können.“

„Schickt ſich denn das?“

„Na, wenn ſich's in Hannover ſchickt, wird ſich's hier wohl auch ſchicken.“

„Aber nur Tricot? Hören Sie 'mal!“

„Na, ſo 'ne Art Gewand haben ſie natürlich auch noch drüber, ſo ein enges Bams, ohne Kermel. Das iſt dann grün oder roth oder ſchwarz, und es ſind Blumen drauf geſtickt oder ſo was.“

„Geſtickt?“

„Zawohl.“

„Hören Sie, da könnte ich ja —“

„Was meinen Sie?“

„Nein, das geht doch wohl nicht.“

„Was denn?“

„Ich dachte, ich könnte Ihnen das Ding ja vielleicht dann beſticken.“

„Das wäre großartig! Das müſſen Sie thun!“

„Ich werde mir's überlegen.“

„Nein, nein, das müſſen Sie thun. Und wenn ich dann nicht alle die Andern beſiege, ſoll mich der Teufel holen.“

„Der ſoll Sie ſchon auf der Liſte haben,“ ſagte ſie und lachte. Zugleich entwand ſie ſich mit geſchickter Bewegung den nach ihr greifenden Armen, die ſie feſthalten wollten zu neuer Beſtrafung. Hurtig ſprang ſie ein paar Stufen hinunter; dort aber ſich noch einmal umwendend, ſagte ſie: „Wenn ich es thue, kommen lauter Roſen darauf und alle ſo blaß wie Ihr Geſicht. Guten Morgen, Herr Köhler.“

„Guten Morgen, Fräulein.“

Sie verschwand in der Thür zum Goldschmiedsladen, die rechts von der Treppe am Flur lag. Der angehende Athlet rechte seine Glieder. „Meine Frau wirst Du doch,“ sagte er halblaut. Nun ging auch er der Werkstätte zu; die beiden fröhlichen Stimmen waren verklungen, die jungen Gestalten zwischen den alten Mauern waren verschwunden, und ernst und düster, wie es seine Art gewesen war seit Jahrhunderten, lag das Haus der Schatten wieder da. — —

Georg Sybel klopfte an die Thür von Frau Inas Zimmer. Er war noch immer sehr bleich, aber die Ruhe eines Entschlusses, den er für unwandelbar hielt, war über ihn gekommen, um nun freilich doch gleich wieder erschüttert zu werden durch einen Laut, den er kannte, durch eine Stimme, die er liebte, durch das halblaute „Hereln“, das ihm aus dem Gemache entgegenklang.

Frau Henninger stand mitten im Zimmer, als er eintrat. Auch ihr Gesicht war blaß und leidend, aber ihre Augen, die ihm größer schienen als sonst, waren von einem reinen Glanz erfüllt, und um die bebenden Lippen lag ein schöner Ausdruck von Glück und Hoffnung.

„Endlich,“ sagte sie, indem sie ihm beide Hände entgegenhielt. Es war ein einziges Wort, aber ihr ganzes Herz klang ihm daraus entgegen; all' ihre Liebe, all' die unbeantworteten Fragen der beiden letzten Tage, alle die Dual vergeblichen Wartens und Sehnsens legte sie hinein in diese beiden Silben.

Und als er sie nun vor sich erblickte, deren Bild er gewaltsam aus seinem Herzen hatte reißen wollen, wie sie dasand voller Demuth, Hingebung, Bangen und Hoffnung, da fühlte er für einen Augenblick all' seine Vorsätze und Pläne verwehen und verschwinden. Es blieb nichts zurück, als die grenzenlose, in diesen Tagen des Glends nur noch mächtiger emporgewachsene Liebe, und seine Lippen sprachen nichts, als dasselbe Wort, mit dem sie ihn begrüßt hatte.

„Endlich, endlich!“ sagte auch er, faßte die dargebotenen Hände, zog die Gestalt der Geliebten an sich, preßte sie in seine Arme und bedeckte ihr Gesicht mit Küßen. Hingegen lag sie an seiner Brust mit geschlossenen Augen; der Ausdruck des Glücks aber in ihren Zügen war noch heller und leuchtender geworden. So blieb sie eine Weile, dann, sich besinnend, gab er sie frei und schob sie mit sanften Händen von sich hinweg.

„Es darf ja nicht sein!“ Ein schwerer Seufzer begleitete seine Worte und auch ihr Gesicht verfinsterte sich, als er so zu ihr sprach. Dann aber bezwang sie sich und sagte mit der sicheren Klarheit, die all' ihr Thun und Reden auszeichnete: „Nun wollen wir miteinander sprechen wie zwei vernünftige Menschenkinder. Wir haben Vernunft und Ruhe jetzt nöthig, das ist mir in diesen letzten Tagen klar geworden. „Komm, setz' Dich hierher; nein, hier in Deine Ecke. Da hast Du geseßen, als Du zum erstenmal bei mir warst, und da sehe ich Dich immer noch am liebsten.“

Er gehorchte ihr und setzte sich in den Winkel des Zimmers, wo die Palmen standen, dicht neben eine schwarze Staffelei, auf der ein Werk von Frau Inas Händen aufgestellt war. Ein fein ausgeführtes Bild, in Holz gebrannt, aber mit so wohlberechneter und sicher geübter Kunst, daß es wie eine zarte, braune Nadrirung wirkte. Heute sah Georg nicht darauf hin, so oft er früher das Können der Geliebten bewundert hatte; das Feuer in seinen Blicken war schnell wieder erloschen, Schwermuth und Hoffnungslosigkeit allein sprachen daraus.

Ihrem scharfen Auge entging die rasche Wandlung nicht, aber sie vermied es, davon zu reden. Sie setzte sich ihm gegenüber, nur durch einen niedrigen, runden Tisch von ihm getrennt, und indem sie ihm wieder ihre Hand entgegenhielt, sagte sie:

„Sieh mir noch einmal Deine Hand, ganz ruhig, zum Zeichen der Freundschaft! Denn wie zwei gute Freunde wollen wir miteinander sprechen und versuchen, über unser Geschick ins Klare zu kommen.“

Da er nicht antwortete, auch seine Hand, die er ihr gegeben hatte, rasch wieder aus der ihren löste, nahm sie ein Falzbein von Schilbpat vom Tisch, drehte es spielend langsam zwischen den Fingern und begann von Neuem: „Es waren zwei böse Tage, für mich gewiß ebenso wie für Dich. Aber ich habe Dir Zeit gelassen; ich wußte, Du würdest zu mir kommen, und nun bist Du ja da. Nun steht kein Dritter mehr zwischen uns und Du sollst von mir selbst hören, was Du wissen willst und wissen mußt.“

Wortlos, voll Spannung schaute er zu ihr hinüber; doch bevor sie weiter sprach, erhob sie sich, von einem plötzlich auftauchenden Gedanken getrieben, und sagte: „Ich will nur sehen, daß sie uns nicht wieder behorcht. Von ihr ist ja doch das ganze Unheil gekommen.“ Sie ging zu den beiden Portiären, die an den Thüren der Nebenzimmer niederhingen, und blickte hinaus. Das kleine Gemach mit der Büste des Todten war auch bei Tage verdunkelt und sie mußte den Vorhang weit zurückschlagen, um hineinschauen zu können. Es war Niemand darin, aber Georg sah aus der Dämmerung die weiße Büste geistergleich auftauchen und ein erneuter Schauer überlief ihn bei diesem Anblick.

„Wir sind allein,“ sagte Frau Ina, als sie sich wieder gesetzt hatte, „und nun will ich Dir Alles sagen. Das ist der einzige Vorwurf, der mich in meinen Augen trifft, daß ich Dir neulich Abends, als ich von meiner Vergangenheit erzählte, nicht auch von dem Versprechen sagte, das ich meinem Manne gegeben habe. Sieh,“ ihre Stimme wurde weich, und ihre Augen füllten sich mit Thränen, aber sie kämpfte sie tapfer hinter, „ich wollte zuerst Deiner Liebe gewiß sein. Darum nur habe ich nichts gesagt. Ich wollte Dich nicht betrügen, gewiß nicht!“

„Ina, wie war es mit dem Eid?“ Schwer und mühsam, ganz leise kamen die Worte von seinen Lippen.

„Es war kein Eid!“

„Kein Eid?“

„Nein, ein Versprechen, kein Eid.“

„Ina, ist das wahr?“

„Ich habe Dir noch niemals die Unwahrheit gesagt.“ Sie hatte stolz den Kopf erhoben und sah ihm gerade in die Augen. Ein Gefühl der Hoffnung und Freude wollte sich in seinem Herzen regen, aber er gedachte der warnenden Rede des Onkels, und ein leiser, häßlicher Zweifel hemmte die gute, vertrauende Regung. Er meinte wieder die Worte zu hören: „Ich halte es für nicht ausgeschlossen, daß sie den Eid ableugnen wird,“ und wie eine trennende Schranke, durch ihre Gegenwart selbst nicht völlig beseitigt, stellte das Mißtrauen sich zwischen ihm und sie.

Im unerschütterten Glauben, daß es ihm unmöglich sein müsse, im Ernste an ihr zu zweifeln, achtete sie nicht auf die bange Frage in seinen Augen, sondern fuhr fort zu reden. „Ich will Dir nun genau erzählen, wie Alles war. Vier Tage vor dem Tode meines Mannes hatte der Arzt ihn aufgegeben und mir gesagt, es würde in der Nacht mit ihm zu Ende gehen. Ich saß die langen Stunden an seinem Bett in Angst und Verzweiflung. Er lag im Fieber, wenn auch nicht ohne Besinnung; er hatte meine Hand umklammert, und seine furchtbare Unruhe nahm zu, wenn ich sie ihm einmal zu entziehen versuchte.“

(Fortsetzung folgt.)

Die große Seeschlange.

Von Dr. S. S. Epstein (Charlottenburg).

Eine der sonderbarsten Erscheinungen, die einen geheimnißvollen Zusammenhang zwischen zoologischen, botanischen und volkswirtschaftlichen Problemen ahnen läßt, ist die periodische Wiederkehr der berühmten großen Seeschlange um die Sauregurktenseit. Wenn der von seinen Geschäften geplagte Bürger endlich sich glücklich mit Frau und Kindern in der Sommerfrühe untergebracht hat, Parlamente und Gerichtshöfe Ferienruhe halten, dann fliehet, wie männiglich bekannt, die Nachrichten und Sensationen recht spärlich in die Spalten der gern gelesenen Tageszeitung: da sie aber gefüllt werden muß, weil der Faktor nach Sag schreibt, wie der Hirch nach frischem Wasser, was bleibt da so manchem Redakteur Anderes übrig, als — durch sein Machtwort — an der Küste irgend einer fernen Insel oder Halbinsel die Seeschlange oder ein ihr verwandtes Ungeheuer auftauchen zu lassen. Und so kann man denn noch immer Jahr um Jahr gelegentlich da und dort lesen, wie an dem und dem Orte um so und so viel Uhr — es werden gewöhnlich sogar Minuten und Sekunden angegeben — von einer höchst glaubwürdigen und einwandfreien Persönlichkeit — es ist gewöhnlich der Dorfrichter oder Schullehrer — ein Thier beobachtet wurde, das nichts Anderes sein kann, als die geheimnißvolle, noch immer nicht näher untersuchte Seeschlange.

Es ist nun trotz aller Kontroversen noch nicht entschieden, ob die Seeschlange auch in wirklichen Gewässern oder ausschließlich in den Spalten sensationsbedürftiger Blätter herumschwimmt. Das Eine steht jedoch fest, daß nämlich die besagte Schlange eine ungemein feine Witterung für Zoologen und andere Naturforscher besitzt, denn es genügt die Anwesenheit schon eines einzigen Vertreters dieser so skeptisch angelegten Spezies auf dem Schiffe — und die Seeschlange läßt sich nicht blicken. Man versuchte freilich die Behauptung aufzustellen, daß man deswegen so selten die Seeschlange zu Gesicht bekomme, weil sie sich gewöhnlich in den größten Meerestiefen aufhalte und nur ausnahmsweise an die Oberfläche komme. Aber auch dieser Einwand kann für den heutigen Stand der Wissenschaft nicht mehr stichhaltig sein, denn die Forschungen von Haeckel, Huxton, Marshall, Jenzen u. A. brachten helles Licht in die dunklen Abgründe der See und des auf dem Meeresgrunde herrschenden Lebens.

Und wahrlich, es bedarf nicht erst der Seeschlange und ihres Begüts, um das Eindringen in die Geheimnisse des Tiefenlebens zu einer Beschäftigung von geradezu faszinierendem Interesse zu machen. Es ist verhältnismäßig noch nicht so lange her, da glaubte man, der Meeresgrund und die größten Meerestiefen seien völlig unbewohnt beziehungsweise nur in der Nähe der Küste belebt. Der Boden des Meeres wurde entweder als eine unendliche sandige Fläche oder als ein zerklüftetes Felsenterrain gedacht. Und dennoch zeigten die Forschungen dieses Jahrhunderts, daß dem Meeresboden dieselben, ja noch höhere landschaftliche Schönheiten zukommen, wie irgend einer Alpengegend. Nicht nur der Weichsel zwischen Berg und Thal erfreut das Auge, auch eine üppige Vegetation bedeckt den Boden und die Thierarten, die da herumkriechen, herumschwimmen und wimmeln, sind Legion. Allerdings ist die Schönheit der Erscheinungen, die sich uns hier darbieten, von einer ganz eigenen Art; sie ist, wie überall, den eigenthümlichen Lebensbedingungen untergeordnet, die für die Existenz in den größten Meerestiefen Voraussetzung sind. Vor Allem wird unser Auge vergebens nach dem Farbenreichtum suchen, an dem das Auge beim Anschauen einer tropischen Vegetation Freude findet: blau, grün und weiß werden völlig vermißt. Sowohl die Abwesenheit des Lichtes, als auch die Nutzlosigkeit einer solchen Färbung erklären deren Abwesenheit. Die Pflanzen des Meeresgrundes sind daher ausnahmslos farblos; sie sind auf diese Weise am besten vor den Angriffen der Thiere geschützt. Dieselbe Färbung d. h. völlige Durchsichtigkeit, nehmen auch die kleineren auf dem Meeresgrunde lebenden Thierchen an. Anders die größeren. Durch die ihnen von der Natur verliehene Bewegungsfähigkeit liegt es nicht im Interesse ihrer Erhaltung, unbemerkt zu bleiben, da sie genügend Kraft zur Vertheidigung, sowie zum Angriff besitzen und gefürchtete Räuber sind. Uebrigens sind sie wegen der Härte ihrer Oberhaut keine gute Speise für stärkere Thiere. Wie das aber kenntlich machen? Hier half ihnen Natur und Anpassung mit, indem sie ihnen eine Färbung verlieh, die einzige, die noch auf dem Meeresgrunde zu bemerken ist; die größeren Thiere der Meerestiefen sind lebhaft

roth gefärbt, und diese Farbe dient ihnen schon von Weitem als das beste Signal, nicht angegriffen zu werden, es ist eine Schutzfarbe.

So wie die Natur nie und nirgends einen Luxus kennt, so ist sie auch bei den Einwohnern der Meerestiefen mit der Verleihung der einzelnen Sinnesorgane verfahren. Den größeren, sich bewegenden Thieren verlieh sie Augen von ungewöhnlicher Größe, damit sie im Stande sind, die mächtigen Wasserschichten zu durchdringen; diese Augen haben aber nicht nur die Fähigkeit, Licht zu empfangen, sondern auch Licht zu spenden, indem sie stark leuchten und auf diese Weise ihr Herankommen signalisiren. Die kleineren Seethierchen, wie die Radiolarien, Golothurien zc. besitzen keine willkürliche Bewegungsfähigkeit, daher sind für sie die Augen überflüssig. Schon die Muschelthiere besitzen keine Spur mehr von dem, was wir Auge zu nennen pflegen. Und dennoch sind sie für den Unterschied zwischen Licht und Schatten äußerst empfindlich. Allerdings in einer ganz eigenthümlichen Weise. Liegt eine solche Seemuschel im Licht, und dieses wird erhöht, dann zeigt das Thier nicht die geringste Reaktion. Anders ist es, wenn ein Schatten, sei es eines Leuchtendes oder etwa einer Wolke von Cigarettenrauch, darauf fällt. Sofort zieht sich das Thier zusammen und sucht sich nach Kräften zu verbergen. Auch diese sonderbare Art der Empfindlichkeit für Schatten anstatt für Licht findet ihre Erklärung im Anpassungsvermögen.

Da nämlich die niederen Seethiere keine Augen, sondern nur eine ganz allgemeine Lichtempfindlichkeit besitzen, fehlt ihnen auch das Unterscheidungsvermögen für Formen, d. h. die allgemeyne Umrisse der Körper treten nicht in ihr Bewußtsein. Die Wahrnehmung der Unterschiede zwischen hell und dunkel muß ihnen jedoch dazu dienen, um sich beim Herannahen eines Feindes in Sicherheit zu bringen. Dieses Herannahen wird sich dem niederen Seethier stets als eine Verdunkelung des Gesichtsfeldes manifestiren, so daß die Empfindung eines Schattens stets: „Gefahr im Verzug“ bedeutet.

Es ist eine bekannte Thatsache, daß der stärkste Wellengang nur eine ganz gewisse Wassertiefe beherrscht; je tiefer man unter den Meerespiegel kommt, desto ruhiger wird das Wasser, und in einer bestimmten, allerdings recht beträchtlichen Tiefe herrscht vollständige Ruhe. Da auch die größeren Fische selten unter 2000 Meter hinabsinken, so kann man annehmen, daß auf dem Meeresgrunde absolute Stille herrscht. Die Folge davon ist, daß die dort wohnenden Thiere vor äußeren Eingriffen in ihr Leben völlig geschützt sind; daraus erklärt sich auch, warum wir in den größten Meerestiefen Thiere von so außerordentlich zartem Bau finden; die Muscheln haben ein papierdünnes Gehäuse und erreichen beträchtliche Dimensionen.

Aber neben seiner Funktion als Lebensstätte ist der Meeresboden auch zu gleicher Zeit ein Niesenfriedhof; all die kleinen Lebewesen, die auf der Oberfläche des Meerespiegels herumkriechen, sinken nach ihrem Tode langsam zu Boden, nur die kalkhaltigen Skelette der Foraminiferen (Kreidethierchen) und Radiolarien (Nädelthierchen) bilden auf dem Meeresgrunde mächtige Ablagerungen.

Die Forschungen, die in den größten Meerestiefen angestellt wurden, sind verhältnismäßig noch junger Natur; es ist also zweifellos daß es noch so Manches auf dem Meeresgrunde giebt, wovon sich die Naturforscher nichts träumen lassen. Sollte nun nicht auch die „Seeschlange“ dazu gehören? Es ist sehr schwer, ja zu sagen, wenn es auch andererseits ganz unmöglich, entschieden zu verneinen. In einem von Dudemans herausgegebenen Werke werden Berichte von so einwandfreien Zeugen gebracht, daß man sich unwillkürlich danach fragen muß, ob wir es nicht mit irgend welchen höchst selten zum Vorschein kommenden Niesen-Seungeheuern zu thun haben. Es ist ja nicht ausgeschlossen, daß sich in den allergrößten, noch nicht durchforschten Meerestiefen Nachkommen des vorgeschichtlichen Mosasauriers erhalten haben und den Anlaß zur Entstehung der „Seeschlangen“ Literatur gegeben haben. Oder es wurde ein Rudel von Malacosteen beobachtet, die die Gewohnheit haben, in langen Reihen hintereinander zu schwimmen, ein ungeheuerliches Aussehen besitzen und manchmal alle zusammen rückwärts aus dem Wasser schnellen. Eine jüngst aufgetauchte Nachricht besagt, daß ein amerikanischer Seekapitän die Seeschlange sogar photographirt hat! Möglich; aber daß dies gerade im Monat Juli geschehen mußte, um die Sauregurktenseit, schraubt den Werth der Nachricht doch recht beträchtlich herunter.

Zeichen
ir mit
klare
gegeben
salzbein
spielend
: „Es
Dir
zu mir
mehr
wissen
inüber;
n plöz-
sch will
ih ist
zu den
nieder-
r Büste
te den
n. Es
ng die
chäuder
ber ge-
ist der
ich Dir
e, nicht
gegeben
Augen
er hin-
um nur
gewiß
müßjam,
“ Sie
Augen.
seinem
ankels,
rauende
halte
wird,“
genwart
hen ihn
lich sein
auf die
„Sch
age vor
ben und
gehen.
nd Ver-
immung;
are Un-
ntziehen

Allerlei.

Fliegende Eier. Es wurde kürzlich darauf aufmerksam gemacht, daß man gar nicht selten Vögel beobachtet hat, die fliegend ihre noch nicht flügge gewordenen Jungen zwischen den Füßen tragen und so von einer Stelle zur anderen transportieren. Diese Beobachtung wird durch eine interessante Mittheilung ergänzt, nach welcher die Vögel im Nothfalle auch ihre Eier von einem Orte zum andern überfiedeln. Diese Wahrnehmung wurde kürzlich an einem Paare vom Silbertaucher an einem Sumpfe in der Nähe von St. Margareth an der Küste von Kent in England gemacht. Dieses Vogelpaar kehrte seit drei Jahren regelmäßig an die Ufer dieses Sumpfes wieder, um dort ein Nest zu bauen. Auch dieses Jahr erschien es um die gewöhnliche Zeit am 14. Februar, und am 27. desselben Monats war das Nest fertig. Im März war dasselbe mit Eiern besetzt, aber die Vögel fühlten sich in ihrem Brutgeschäft durch das Kommen und Gehen eines Menschen gestört, welcher ein Volk Enten, das neuerdings in den Sumpf eingezogen war, zu füttern hatte. Die Silbertaucher beschloffen also einen Umzug, bauten ein neues Nest und trugen zwischen ihren Füßen ihre Eier von der alten in die neue Wohnung hinüber. Aber auch bei der Gründung ihres zweiten Nests waren sie nicht vorzüglich genug gewesen, sie mußten denselben noch einmal wechseln, was auf eben dieselbe Weise geschah. Die Eier hatten unter dem mehrfachen Transport keineswegs gelitten, die Jungen kamen zur richtigen Zeit aus und wurden den Eltern eine lebenskräftige Nachkommenschaft.

Die Wahrheit über das Goldland in Nordwest-Canada. Die neuesten aus Kanada eingetroffenen Zeitungen enthalten mehrere amtliche Bekanntmachungen und Warnungen der kanadischen Regierung bezüglich der in Britisch-Kolumbia entdeckten Goldfelder. Darin wird erklärt, daß Jeder, der gegenwärtig ohne sehr große Geldmittel und ohne genügende Ausrüstung in das Gebiet der Goldfelder gehe, dort mit größter Wahrscheinlichkeit seinen Tod zu erwarten habe. Frauen und Kinder dürften unter keinen Umständen mitgenommen werden, dagegen alle nothwendigen Hausvorrichtungen für den Winter, deren Beförderung jedoch unbeschreibliche Mühen und unverhältnismäßig hohe Kosten verursache. Bisher seien 70 pCt. der Goldgräber durch Kälte und Hunger elend zu Grunde gegangen, und auch jetzt sei es bei den bisher vorhandenen Verkehrswegen unmöglich, noch vor Einbruch des Winters größere Mengen von Lebensmitteln und Brennmaterial nach dem Klondyke-Distrikt zu bringen. Würde aber während der jetzigen Sommermonate eine übermäßig starke Einwanderung stattfinden, so sei der Ausbruch einer allgemeinen Hungersnoth während der acht Wintermonate unausbleiblich. Daher müsse unbedingt vor einer über-eilten Einwanderung gewarnt werden. Diese sei auch keineswegs nothwendig, denn die Goldgräber würden noch auf viele Jahre hinaus dort unberührtes Land mit reichem Goldgehalt vorfinden. Das von der Regierung erlassene Gesetz, wonach innerhalb eines Distriktes ein erwachsener Mann während eines Jahres nur einen „Claim“ (d. h. Landlos) von 500 Fuß Länge längs des Youkonflusses und 666 Fuß Breite, einschließlich der Uferseilen, zum Durchgraben erhalten dürfe, werde von den dortigen Behörden aufs Strengste innegehalten, so daß längs des Youkon allein noch über 10 000 Claims zu vergeben seien. Die gleiche Anzahl von Claims werde am Stewartflusse vertheilt werden können und später erst werde der eigentlich bergmännische Abbau im Innern des Landes beginnen. Die Goldausbeute werde demnach Jahrzehnte lang eine ausgiebige bleiben. Aber die wichtigste Vorbedingung sei der Bau einer Eisenbahn von der Skagway-Bucht über den weissen Paß nach Juneau und Forty Mile Creek. Diese Bahn, die etwa 200 Kilometer lang sein würde, aber nur unter großen Schwierigkeiten erbaut werden könne, lasse sich voraussichtlich im nächsten Sommer herstellen. Als-dann werde es möglich sein, in den Goldbezirken Dörferchen zur ordentlichen Beherbergung und Verpflegung der Goldgräber einzurichten, und erst dann würden die Letzteren ohne Gefährdung ihres Lebens an die Arbeit gehen können.

Die leiblichen Bedürfnisse der verschiedenen Nationen. Ein englischer Statistiker hat ausgerechnet, daß die durchschnittliche Ausgabe des Engländer für Nahrung pro Jahr 192 Mark trägt. Derselben Statistik zufolge soll der Franzose im Jahre durchschnittlich 188 Mark verausgaben, während der an dritter Stelle stehende Deutsche pro Jahr nur 168 Mark verbrauchen soll. Der Jahresverbrauch des Spaniers an Nahrungsmitteln beläuft sich auf 132, der des Italiensers auf gar nur 96 Mark. An letzter Stelle kommt der Russe, der pro Kopf und Jahr für Nahrungsmittel 92 Mark verausgabt. Diese auf den ersten Blick unverhältnismäßig kleinen Zahlen finden ihre Erklärung darin, daß in diese Berechnungen pro Kopf natürlich alle Kinder und Frauen mit eingerechnet sind. Interessant find übrigens auch die Angaben der Statistik in Bezug auf den Verbrauch der einzelnen Völker an den wichtigsten Nahrungsmitteln, nämlich von Brod und Fleisch. Das meiste Fleisch von all den sechs in die Statistik einbezogenen Nationen ist der Engländer, nämlich 109 Pfund pro Kopf und Jahr; als zweitnächster folgt wieder der Franzose mit 87 Pfund, als Dritter der Deutsche, dessen Verbrauch an Fleisch pro Kopf und Jahr auf 64 Pfund berechnet wird. Der Russe steht mit einem

Jahresverbrauch von 51 Pfund an vierter Stelle, an letzter der Italiener, dessen Fleischverbrauch sich gar nur auf 28 Pfund pro Jahr beläuft. Was den Konsum an Brod anbelangt, so steht der Russe an erster Stelle. Der Brodkonsum wird in Rußland, wo eine nach vielen Millionen zählende Volks-schicht in den erbärmlichsten sozialen Verhältnissen lebt, pro Kopf und Jahr auf 635 Pfund berechnet. Das nach Rußland am meisten Brod konsumierende Land soll Deutschland sein, wo der Verbrauch 560 Pfund betragen soll. Nahezu die gleiche Quantität verbraucht auch der sehr viel Brod essende Franzose, nämlich 540 Pfund. Spanien steht mit 480 Pfund an vierter, Italien mit 400 Pfund an fünfter Stelle. Verhältnismäßig geringen Brodverbrauch im Vergleich zu Rußland, Deutschland und Frankreich weist England auf, wo im Jahr auf den Kopf 330 Pfund kommen. Diese kleine Statistik wirkt zweifellos, sofern sie korrekt ist, interessante Streiflichter auf die sozialen Verhältnisse der verschiedenen Nationen.

Russische Prügel. Ein interessantes Dokument darüber, wie viel in Rußland in der alten guten Zeit gebauen worden ist, hat sich im Kiewer Gouvernementsarchiv vorgefunden. Es datirt vom 8. April 1849 und bejagt, daß sich die Gouvernementsregierungen von Taurien und Cherson an die Kiewer Gouvernementsregierung mit der ergebenden Anfrage gewandt haben, ob und zu welchen Bedingungen es möglich ist, für Taurien jährlich 6000 Ruthenbündel und für Cherson jährlich 20 000 Ruthenbündel geliefert zu erhalten, da in den beiden genannten Gouvernements keine Birkenwälder vorhanden wären, denen die nöthigen Ruthen für die Zubereitung von Verbredern entnommen werden könnten. Da sich das Kiewer Gouvernement auch noch heute durch seinen Reichthum an Birkenwäldern auszeichnet, so wird man damals, vor fast 50 Jahren, wohl anstandslos das „dringende Bedürfnis“ der Gouvernements Taurien und Cherson befriedigt haben, und der Kulturhistoriker, der so viel von dem alten Kiew zu erzählen weiß, darf nicht vergessen, zu erwähnen, daß es auch das Verdienst hat, für einen Theil von Rußland der Ruthenlieferant gewesen zu sein.

Reiche Geschenke. Zur Vermählung des Prinzen Piero Strozzi mit der Gräfin Sophie Branica in Paris wird von dort geschrieben: Die Vermählungsfeierlichkeiten begannen mit einem Diner bei dem italienischen Gesandten in Paris. Zu den liebsten Erscheinungen zählten außer der Braut deren Schwester, die Schwiegertochter des Generaladjutanten Kaiser Wilhelms I., Fürstin Anton Radziwill, Prinzess Georg Radziwill, sowie die Schwester des Bräutigams, Gräfin Guiccardini, Gemahlin eines Nachkommen der Geliebten Beethovens. — Die „corpeille de nocce“, der Hochzeitstorb, den Gräfin Sophie erhielt, gleich einem Juwelierladen. Als Erbstück des heimgegangenen Vaters ist eine Schuur von 53 selten großen Perlen zu nennen, die durch Brillanten gehalten werden. Die Gräfin Branica schenkte der bräutlichen Tochter ein Armband von 27 Brillanten, eine Spange von Türkisen und Brillanten und Ohrgehänge von Rubinen. Von der Fürstin Strozzi, ihrer Schwiegermutter, ist besonders eine Brillantbroche und eine fünfzeihige Perlenkette, von dem Bräutigam eine Perlenparure mit Brillantkloß und ein Diadem von 35 haisel-nußgroßen Perlen zu nennen. Prinz Radziwill spendete ein Armband, 14 Brillanten, die einen Saphir umschließen; ferner sah man Halbmonde, Sterne, Ketten, Ringe, Armbänder von Brillanten, Rubinen, Smaragden, Savitren, rosa, grauen und schwarzen Perlen, eine Corrage von Brillanten, mehrere Diademe, Cameen, goldene und silberne Schreibzeuge, goldene Toiletten-Utensilien, mehrere mit Edelsteinen förmlich übersäte Fächer, ein goldenes Theeservice, ein silbernes Frühstückservice, Flagons in Gold mit Brillanten u. s. w.

Grüne Schuhe. Das Neueste auf dem Gebiete der Mode sind Schuhe aus grünem Leder in verschiedenen helleren und dunkleren Farbentönen. Wie der in Frankfurt a. M. erscheinende „Schuhmarkt“, das maßgebende Fachblatt für Schuhmacher, in einem Berichte über die nächstjährige Schuhmode ausführt, bringen große Schuhfabriken zahlreiche Muster in grünen Schuhen heraus, sodaß im nächsten Jahre schon neben den beliebten Schuhen aus braunem Leder auch solche in grüner Farbe getragen werden. Wie dasselbe Blatt weiter mittheilt, sind für Damenschuhe nicht mehr die niedrigen Absätze, sondern solche in der Höhe von mindestens drei Centimetern und von geschweifter Form modern. Die Flagons der Schuhe für Damen bleiben nach wie vor spitz, für Herren dagegen ist die quer abgeschnittene Spitze korrekt.

Vom Büchertisch.

An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Broschüren veröffentlicht. Besprechungen nach Auswahl vorbehalten.

— Dieffenbachs illustrierte Kinderzeitschrift „Für unsere Kleinen“ (Gotha, Friedr. Andr. Perthes), die durch ihren belehrenden und unterhaltenden Text, sowie durch ihren sorgfältig gewählten Bilderreichtum ein besonders werthvolles Erziehungs- und Bildungsmittel für die Jugend ist, sollte in keinem Kaufe, in keiner Kinderstube fehlen. Eltern und Erzieher seien von Neuem auf die gediegene und wohlfeile Zeitschrift aufmerksam gemacht.

— Wie wir aus sicherer Quelle erfahren, wird Ernst v. Wisdenbruchs soeben vollendete Novelle „Die Alten und die Jungen“ in dem mit August beginnenden neuen Jahrgang von Reclams Universal-Lexikon erscheinen.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Walter Gehensleben. Notationsdruck und Verlag von Otto Tiele, Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.